

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 7 (1942-1943)
Heft: 4

Artikel: Jugenderinnerungen eines Arisdörfers [Schluss]
Autor: Thommen, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BASELBETTER HEIMATBLÄTTER

Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler
Nr. 4 7. Jahrgang Januar 1943

Jugenderinnerungen eines Arisdörfers. (Schluss)

Von Dr. Emil Thommen, Basel.

4. Hineinwachsen in praktische Arbeit.

Charakteristisch für das frühe Beginnen des Teilhabens an der nützlichen Arbeit der Erwachsenen, das sich aus den ländlichen Lebensverhältnissen ganz von selbst ergibt, war das, wenn auch winzige, Helfen beim Umzug vom grossväterlichen ins eigene Haus. Welch ein Segen ist darin enthalten! Welch ein Unsegen für die Stadtjugend liegt darin, dass in fast allen Häusern, auch den bescheidenen und armen, die Kinder mit künstlichem Spielzeug hingehalten werden, sozusagen angeleitet zum Verträdeln der Zeit. Hineinwachsen sollten sie in sinnvolle, Verstand wie Körper beschäftigende Betätigung mit praktischen Ergebnissen, deren Nutzen für sich und andere sie bald selber erkennen können. Ich weiss nicht zu sagen, in welchem Altersjahr ich im Vorfrühjahr in unsren drei Rebstücken im Rank, Zittleten und Vogelsang beim Rebschoss-Schneiden Rebholz auflesen durfte, wie bald ich meinen ältern Bruder beim Weidgang mit unsren drei Kühen begleitete oder zu Hause, auf dem Trog stehend, mit dem viergeteilten Eisen die Runkelrüben für das Vieh zerhackte, in einem der beiden Gärten Unkraut jäzte, der Mutter in der Küche an die Hand ging, im Hausgang und auf den Treppen Unrat wegbeförderte. Eine eigentliche Leidenschaft hatte ich für den Gebrauch von Nadel und Faden, z. B. für das Anfertigen von Säcklein, in denen ich die Marmeln aufbewahrte. «Du musst einmal Schneider werden,» lobte und ermunterte mich die Mutter. Nicht als Hohn oder Ironie war das gemeint, sondern als Aufsteckung eines lockenden Ziels in der Zukunft. Wieviel richtiger ist heute erst solch frühzeitiger Hinweis auf glückbringenden Beruf als zur Zeit meiner Kindheit! Hab ich nicht genug akademisch gebildete «Geistesarbeiter» trotz unermüdlicher Anstrengung ins Elend sinken sehen, dagegen Handwerker langsam aber sicher aufsteigen zu solidem Wohlstand. Einer meiner nächsten Verwandten, der in der Stadt Basel eine gründliche kaufmännische Lehre nach gutem Schulerfolg absolviert hatte, setzte später durch allzu frühes Aufgeben der sichern abhängigen Stellung und Aufstreben zu ungebundener Selbstherrlichkeit sein Lebensglück aufs Spiel und verlor es ganz. Auch der Umweg durch die

Unterabteilung eines Humanistischen Gymnasiums zum Bügeleisen wäre noch kein Irren auf der Bahn zum Erfolg. Hab ich doch als Mittellehrer in der Stadt jahrelang mit zwei Brüdern Schneidermeistern Verkehr gehabt, die durch vortreffliche Arbeitsleistung grosse Kundenschaft gewannen und behielten, sich in ihrem Einkommen mit jedem Bankdirektor messen konnten und in ihrer Freizeit Musik und Kunst pflegten und in ihrer Lebenskunst sich von keinem Akademiker übertreffen liessen. Wäre mir ein solches Schicksal beschieden gewesen, ich hätte mich durchaus nicht niedriger einzuschätzen brauchen als etwa ein Gymnasiallehrer oder Arzt oder Geistlicher.

Diese Schneidermeister müssen einen einsichtiger vorsorgenden Vater gehabt haben als ich selber. Eben in Gesang und Instrumentalmusik konnte ich als Erwachsener nichts Bedeutendes leisten, weil man die Ausgaben scheute, die der Privatunterricht in Instrumentalmusik erfordert hätte oder der Besuch einer Musikschule. Diese Scheu verschuldete ein Manko in meiner Bildung, das ich bis in mein hohes Alter fühlte, und das mir viel schmerzliche Verluste eintrug. Hatte doch meine Sopranstimme im Untergymnasium mir das besondere Wohlwollen Dr. Bucherers, des Leiters der Gesangseliten, verschafft und den Beweis erbracht, dass mir die Natur die Anlagen in dieser Richtung nicht versagt hatte. Niemand war besser befähigt als mein Vater, diese Anlagen zu erkennen. Wenn sein Schulunterricht sich in etwas auszeichnete, so war es im Fach des Gesangs, und als Chorleiter in Arisdorf und später in Bettingen und im badischen Grenzach sicherte er sich die Zuneigung und Dankbarkeit aller sanggesprochenen Männer und Frauen. In Arisdorf trug ihm die erfolgreiche Pflege des Chorgesangs die Freundschaft des Pfarrers Benjamin Buser ein. Dieser spielte bald eine wichtige Rolle als Kampfrichter an Gesangs- und Musikfesten im ganzen Kanton herum.

Pfarrer Benjamin Buser war es auch, der die Berufung meines Vaters nach Bettingen bei Riehen veranlasste. Er war als Pfarrer der Kirchengemeinde Riehen-Bettingen dorthin vorangegangen. Die vertraute Freundschaft dauerte bis zu Busers frühem Tod. Er war zu ehrlich, um sein Talent als Kanzelredner länger auszunutzen, als seine Glaubenssicherheit zu schwinden begann. Er schwenkte zur Geschichtswissenschaft über, erwarb sich nach einem Jahr Studien in Italien den Doktorgrad mit einer Dissertation über einen Fürsten aus dem Haus der Medici, wurde Hilfslehrer für Geschichte am Humanistischen Gymnasium und wäre bald als Dozent an der Universität zu Ansehen gekommen, als ein unzeitiger Tod ihn wegraffte. Wie begeistert die Gymnasiasten von seiner originellen Lehrart waren, konnte ich selber als Schüler der ersten Klasse des Obergymnasiums wahrnehmen. Er hatte eine Tochter des Arisdörfer Gemeindepräsidenten Häring geheiratet. Seine zwei glücklich begabten Söhne starben ebenfalls allzu früh. Die zähelebige Mutter überlebte sie um viele Jahre.

Als blutjunger Pfarrer hatte Benjamin Buser schon dargetan, dass er ein feines Verständnis für die Anschauungen und Bedürfnisse der Bauerngemeinde hatte. Auf dem Pflanzland seiner Pfründe hegte er selbst einige Schafe und ein Rind, mietete das Land nicht aus, wie seine Vorgänger getan. Mit den Bauern wollte er Bauer sein, Freud und Leid des von Wind und Wetter abhängigen Landwirts teilen, nicht als Stubengelehrter über dem Volke schweben. Von ihm sprach keiner höhnisch oder hänselnd als einem Stadtherrn, mit dem man eben Nach-

sicht haben müsse, von dem man nicht volle Einsicht in des Lebens Nöte erwarten könne. Fühlte er sich auf dem Boden des Erdbebauers unsicher, so konnte er sich ja jederzeit an meinen Vater oder an dessen ältern Kollegen Pius Wenger wenden, der auch ein erfahrener Praktikert in der Agrikultur war. Dazu stand ihm in seinem Schwiegervater, Heinrich Häring, Chlai Hairi, wie man ihn nannte, ein vortrefflicher Berater zur Seite. Die Freundschaft zwischen Pfarrer Buser und meinem Vater überdauerte weit die Arisdörfer Zeit. Von Italien kamen uns ständig Briefe und Karten zu, und Blümlein, am Vesuv und in Pompeji gepflückt und in einem Album wohl verwahrt, blieben uns Kindern lebhafte Zeugen der schönen Beziehungen zwischen dem welt-aufgeschlossenen Theologen und dem Lehrer-Landwirt. Noch über die Söhne Pfarrer, später Doktor Busers, und deren Nachkommen erstreckten sich die innigen freundschaftlichen Beziehungen wie ein Segensspruch der Toten.

5. Schulische Bildung.

Doch zurück zu dem Beginn meiner eigenen geistigen Bildung, zum Eintritt in die dreiklassige Unterschule, geführt von meinem Vater, an gewissen Tagen zusammen mit den zwei Repetierklassen, dem 7. und 8. Schuljahr. Die beiden Abschlussklassen hatten damals nur 4 mal in der Woche Halbtagsunterricht, teils beim Unterlehrer Thommen, teils beim Oberlehrer Pius Wenger von Reinach. Dieser, ein Römisch Katholischer, vertrug sich mit seinem protestantischen Kollegen wie mit der ganzen Gemeinde aufs beste. Ich sehe ihn noch, wie er vorn im erhöhten Chor meinen Vater als Vorsänger sekundierte (eine Orgel gab es bis in die neuere Zeit nicht, weil die sanggewohnten Jungmänner sich gegen Anführung durch aufdringliche Instrumentalmusik entrüstet auflehnten). Die Konfession war für Oberlehrer Wenger offenbar eine unbeschwerliche Nebensache. War doch kein katholischer Priester in der Nähe, der Gewissensbedenken hätte künstlich rege machen können.

Wir zukünftige Säulen der protestantischen Konfession durften den Oberlehrer wegen seiner religiösen Lauheit nicht anzweifeln. Wie es mit unserer Beeinflussbarkeit durch kirchliche Hüter bestellt war, ersieht man aus folgender Begebenheit, die mir lebhaft vor Augen steht. Auf allgemeine Verabredung zogen wir direkt von der Kinderlehre hinüber zu dem wegen seiner Frühreife (in Arisdorf nicht so gewöhnlich wie in den Baselstadt nahen Dörfern!) bekannten mächtigen Kirschbaum des Herrn Johannes X. Wir zogen die äussersten Aeste herab zu unserer Kleinheit und rupften die glänzenden Früchte direkt ins Maul. «Jesses, der Johannes!» schrie da einer und hinter dem Baumstamm hervor stürzte der Eigentümer. «Wartet, dir Donnersstinker, euch will i!» und er drohte mit einem Stock. Wie aufgescheuchte Hühner stoben wir den Abhang des Kirchhügels hinab, jeder in der Richtung der elterlichen Wohnung. Den ganzen Nachmittag hielt ich mich im Heustock versteckt, immer gewärtig, dass ich vom Vater zum Verhör gerufen werde. Dass der Beraubte meines Vaters Freund war, kam mir als besonderes Schrecknis vor. Aber es geschah nichts, rein nichts.

Mein älterer Bruder hatte viel mehr Pech, wie in seinem ganzen Leben, so auch in einem Rencontre mit einem Bannwart. Auf dem Weg zur Riehener Sekundarschule ging er wie ein naiver Städter in

die vom Bannwart gestellte Falle, indem er einen Apfel aus der Mitte des Feldweges aufhob und einsteckte. Gepackt, mit einer Zweifrankenbusse belegt, wegen Zahlungsunfähigkeit vor den Riehener Präsidenten geführt, peinlich verhört, dann Anzeige an den Vater. Vaters spärliche Worte und Vorwurfsblicke trafen uns immer am härtesten. Kannen wir doch seinen Abscheu gegen vermeidliche Ausgaben. Auf Mutter's Fürbitte dagegen konnten wir in jedem Falle zählen. Nur nützte sie bei dieser Angelegenheit nichts. Gegen des Dorfpräsidenten Urteil war nichts zu machen.

Da ich drei Monate nach dem überall üblichen Schulanfang zur Welt gekommen war, konnte ich nicht mit meinen Spielkameraden in die erste Klasse der Unterschule aufgenommen werden, sondern musste mich noch ein Jahr gedulden. Nicht mit meinem nächsten Spezialfreund Adolf Haumüller mich auf die Schulbank setzen zu dürfen, war ein Tort, der mein kleines Hirn marterte. Jeden Tag folgte ich trotz der Nicht-Aufnahme meinem Vater auf dem Weg zur Schule, schob mich sogar in die Schulstube, die drei Klassen beherbergte, drückte mich in eine Ecke und hörte dem für mich lockenden Treiben zu. Abends kam regelmässig Dölfli zu mir herüber und erzählte mir, was für Buchstaben und Ziffern zu malen er gelernt. Ich machte sie nach. Unvergleichlich rascher als heutzutage packte man damals die ganzen Formen an, ohne Unterbauung mit allen denkbaren anschaulichen Vorbereitungselementen, rückte auch viel rascher vom einen zum andern, so dass sehr bald die Schüler mit recht sinnvollen Uebungen sich abgeben konnten. War man mit dem Vorgeschriebenen fertig, so hörte man unwillkürlich der Belehrung der ältern Jahrgänge zu, eignete sich Kenntnisse in Schweizergeschichte, Geographie, in elementarem Rechnen an, freute sich an den Liedlein, die sie sangen, und summte mit, Verstandenes und Unverstandenes. (Dass es heisse: nie Kanone Wonne deinen Glanz ich sehn, bildete ich mir jahrelang ein, ohne Schaden sicherlich). Vater gab sich nicht mit mir ab. Aber bei Herbstanfang redete er mit Mutter über die Möglichkeit, mich als regelrechten Schüler doch dem ersten Klässlein anzugliedern. Jedenfalls sei die Einwilligung des Schulinspektors Kestenholz nötig. Seinen nächsten Schulbesuch müsse man abwarten. Der grosse Mann und der grosse Moment kamen, ehe man's gedacht. Der ersten Vormittagsstunde wohnte er schon bei. Ich stellte mich am Rand «meiner» Abteilung ein und sang mit meiner sehr hellen Stimme so kräftig mit, dass der Herr Inspektor mich bemerken musste. In der Pause sah ich meinen Vater angelegentlich auf den Herrn einreden, der lächelnd nickte. Was eigentlich für und wider meine Aufnahme gesprochen wurde, ist mir unbekannt geblieben. Aber als ich mit Vater dorfaufwärts zum Mittagessen ging, wusste ich: der Aufnahme in die erste Klasse stand kein Hindernis entgegen. Von da an ging alles glatt vorwärts. Durch Inspektor Kestenholz' Gewährung meines «Gesuchs» hatte ich ein volles Jahr gewonnen. Meine Freude war so gross wie sechs Jahre später die Freude darüber, dass mir nach Beantwortung weniger Fragen im Rektoratszimmer des Humanistischen Gymnasiums in Basel Professor Fritz Burckhardt den Sprung über die ersten zwei Klassen des Gymnasiums hinein in die dritte gestattete. Weil mein Vater über meinen Bildungsgang sich keine besondern Gedanken gemacht, war ich durch 5 Primarschulklassen (in Arisdorf und Bettingen) und 1 Sekundarklasse (in Riehen), also durch 6 Klassen gegangen

gen, die Basler Schüler nur durch 3 vor dem Eintritt in das sechsklassige Gymnasium (vor der Speiserschen Schulgesetzgebung von 1879 besuchte man 3 Jahre die Primarschule, 6 Jahre das Gymnasium, 3 Jahre das Pädagogium, ursprünglich ein Annex der Universität); nachher gliederten sich die 12 Jahre in 3 mal 4, 4 Jahre Primarschule, 4 Jahre Unteres Gymnasium, 4 Jahre Oberes Gymnasium. Da griff der Nachfolger Pfarrer Busers in Riehen, Gottlieb Linder, in gütiger Absicht in mein Schicksal ein, überredete meinen Vater, mich ins Humanistische Gymnasium zu schicken. Durch Latein-Privatstunden jeden Mittwochnachmittag brachte er mir in einem Sommer soviel Latein bei, wie in den ersten 2 Klassen des Gymnasiums gelehrt wurde, und der als Mathematiker und Physiker wie als sprachlich gewandter Humanist gleich glänzende Rektor F. Burckhardt hatte des edlen Helfers Dienste gekrönt durch Erlaubnis zum Ueberspringen der ersten zwei Klassen. So glich sich der Altersunterschied zwischen mir und den Basler Klassenskameraden ziemlich aus. Immerhin blieb ich um ein Jahr älter als der Durchschnitt derer, die den üblichen Weg gegangen waren. Am Schluss aber war ich der jüngsten einer, weil Sitzenbleiben für mich nie in Frage kam. Der Schulbesuch in der Arisdörfer Zeit wurde durch kein Ereignis gestört, weder freudiges, noch trauriges. Erinnerung an irgend einen Schulspaziergang, an eine «Schulreise» ist in meinem Gedächtnis nicht aufzuspüren. Dagegen sehe ich unser Arisdörfer Klässlein etwa einmal im Takte stampfend über die junge Saat schreiteten, die mein Vater angepflanzt hatte. Wir leisteten den Dienst einer Walze, ohne dass offenbar unsere Schulbildung dadurch beeinträchtigt wurde. Der Herr Inspektor und die Schulpfleger fanden solchen Gebrauch einer Klasse ganz ordnungsgemäss. Turnstunden zur Gelenkigmachung unserer Körper waren auch nicht angesetzt, und niemand empfand den geringsten Mangel deswegen. Unsere Spiele auf dem Schulplatz mögen sich nicht durch Eleganz ausgezeichnet haben, gesundheitfördernd waren sie auf jeden Fall, auch wenn sie von keinem methodisch geschulten Lehrer waren eingeübt worden, sondern einfach einer alten Ueberlieferung entsprachen. «Rösslifulzi» leuchtet noch jetzt in meiner Erinnerung als ein Zeitvertreib, dessen wir nie müde wurden. Da macht eine Partei bekanntlich durch Gebücktstehen die Rosse, die andere durch Aufdenbuckelsitzen die Reiter. Diese werfen sich den Ball zu und bemühen sich, dem Getroffenwerden zu entweichen, wenn er nicht aufgefangen und von einem der Rosse blitzschnell aufgehoben und nachgesandt worden ist. Trifft der von einem Ross geschickte Ball einen Reiter, so müssen alle Reiter mit den Rossen die Stellungen wechseln, und die Rosse dürfen ihre gebückte Demut mit dem thronenden Stolz vertauschen. Einmal oben, dann unten, nicht durch Willkür, nur nach Verdienst, wie auf dem Glücksrad, doch nicht blindem Glück untartan, sondern durch das Verdienst, eigenes oder genossenschaftliches, sein Loß selber bestimmend. Welch besseres Sinnbild des wirklichen Lebens liesse sich denken? Rösslifulzi war in der Arisdörfer Schulgemeinde das Privileg der Oberschule. Darum war man unbändig stolz, wenn man diese Stufe erstiegen hatte. Zwar galt Lehrer Wenger nicht als ein besonders milder Herr. Tatzen wurden von ihm nicht selten ausgeteilt, und saftige dazu. Aber was schadete eine Tatze einem ehrliebenden jungen Menschen? Sie gab Gelegenheit, seine Selbstbeherrschung zu zeigen, mit keiner Miene zu verraten, dass sie gebissen hatte, ja womöglich höhnisch zu lächeln und

triumphierend in die Runde zu blicken, sogar den Mädchen als Held zu imponieren.

Das nötigt mich einzugehen, auf die Gefahr hin, meiner Ehegattin ein Schmollen aufzuerlegen, dass mich schon in der Unterschule ein Liebesschwärzchen überfiel zu einem weiblichen Wesen, das mich zu ritterlichen Gefühlen und Diensten anregte. Vor mir sass das holde Geschöpflein, am Rand der innern Gasse, und wenn sie sich nach mir umwandte, so fühlte ich das Bedürfnis, ihr zu gefallen. Das erreichte ich, indem ich ihr heimlich gute Antworten auf meines Vaters Fragen zuflüsterte oder auf meiner Schiefertafel das Ergebnis einer schwierigen Rechnung zeigte, oder mich etwas länger als gerade nötig mit ihr abgab, wenn ich als Helfer bei andern herumgehen durfte, weil ich zuerst mit einer schriftlichen Aufgabe fertig geworden war. Die Angebetete kam von einem der zwölf Nebenhöfe und hatte einen angesehenen Bauern zum Vater. Ich hatte mich also meiner Wahl nicht zu schämen. Lebt sie wohl noch, oder ist sie schon ins Reich der Schatten eingegangen? Ihr Name klingt jetzt noch hübsch in meinen Ohren, aber verraten darf ich ihn nicht.

6. Als Helfer in der Landwirtschaft.

Im Herbst ging's immer nach der Schule zur Weide mit den drei Rindern. Damals machte uns ein junges, mutwilliges Rind, Zingel genannt, viel zu schaffen. Zingel hatte die üble Gewohnheit, das Gras auf den Nachbarwiesen immer besser zu finden als das zugewiesene auf unserer Matte und häufig den Platz zu wechseln und die ältern Schwestern in Aufregung zu versetzen. Einmal, es ist mir, als sei's gestern passiert, trottete Zingel dem Heimweg zu, lange vor der Sättigungszeit, hügelab weiterwandelnd, ohne im geringsten auf mein und meines Bruders Zuruf und Schreien zu achten. Das Schlimmste war, dass die ältern Kühe dem übeln Beispiel des Gäuggels folgten, zuerst im Schritt, dann im Galopp heimwärts eilten, als wäre dort etwas einzuholen. Wir Hüter schreiend, ich heulend vor Angst, voraus, nebenher, umsonst scheuchend und zuschlagend. Die wie verrückt Dahintrabenden erreichten die Stalltür vor uns und gewannen schnaubend ihre Plätze. Ich war gefasst auf eine Strafrede des Vaters. Er aber sagte kaum ein Wort, band die Flüchtlinge an die Halftern und lachte, als wir die Uebelstifterin Zingel anklagten: «Das kann ich mir denken. Zingel ist halt noch jung und mutwillig. Es kommt schon die Zeit, wo er gesetzter und lenksamer werden wird, gerade wie die Menschen. Jetzt müsst ihr mit dem ungebärdigen Zingel Geduld haben!» Im Grunde liebten wir Buben Zingel mehr als die plumpen, gehorsamen Kühe. Er hatte ein so schönes weiches Fell, so flott gestellte Hörner und einen so gemütlichen, fast anmutigen Gesichtsausdruck. Zudem war er ja nicht ein Er, sondern eine Sie, und wie manche Mädchen in einem gewissen Alter betrug er sich gern etwas burschikos. Aber mein älterer Bruder hatte ja schon seine Zutraulichkeit erprobt, indem er beim Heimgang von denselben Hofmatten sich von dem Bord an einem Hohlweg auf Zingels Rücken schwang und ihn (oder sie) als Reittier benützte, und siehe da, er war von dort bis zum Stall nicht abgeworfen worden. Das wollte doch wirklich etwas heissen.

Wie der Umgang mit ganz jugendlichem Rindvieh schwierig sein, alle körperlichen und seelischen Kräfte des menschlichen Lenkers be-

anspruchen und zuschanden machen kann, das erfuhren wir zwei Brüder, als wir, ich etwa 8, er etwa 12 Jahre alt, vom Vater mit der delikaten Mission des Heimholens eines Kälbleins vom Klöpfgatter unterhalb Liestal betraut wurden. Um seinen schmalen Sold (700 Franken jährlich, kurz vor unserem Weggang von Arisdorf auf 1100 Fr. erhöht), weiter langen zu machen, zog der Vater Kälber auf, die nachher mit ansehnlichem Gewinn an den Metzger verkauft wurden. Wir fanden das uns beschriebene Haus, richtig gesagt, mein Bruder, der damals schon die Liestaler Bezirksschule besuchte und von Liestal und dessen Umgebung einen richtigen Begriff hatte, fand das bezeichnete Haus, wo uns das nette Tierlein ohne weiteres übergeben wurde. Jetzt galt es, das Geschöpf auf der Landstrasse nach Füllinsdorf und über die Anhöhe nach Arisdorf zu bringen. Bockig stellte sich der kleine Zögling an, vom ersten Augenblick an. «Du gehst hinten,» befahl mir mein Bruder, «und stössest das Kälblein durch Kneifen am Schwanz und an den Hinterbacken vorwärts, ich ziehe und reisse vorn am Strick.» So machen es wohl alle Viehtreiber, nur dass sie noch den Stock gebrauchen. Das so geschobene Tierlein juckte bald nach links, bald nach rechts bis über die Strasse hinaus in die Matten und Aecker und schlepppte seine Herren unbarmherzig mit sich. Wir erregten Aufsehen im untern Schöntal und in Füllinsdorf. Wer immer uns begegnete, nahm Anteil an unsrern Schwierigkeiten und gab uns Ratschläge. Sie nützten herzlich wenig. Das vierbeinige Geschöpf verstand unsere Wohlmeinenheit nicht, war nicht dankbar für unsere Nachsicht, bockte beständig nach seiner Art im Zickzack weiter. Aber gottlob langten wir doch heil in Arisdorf an, und offenbar kam dem Vater die Zeit nicht unheimlich lange vor, sonst wäre er uns sicher entgegengekommen, um nach dem Rechten zu sehen. Vielleicht hielt ihn auch seine Berufspflicht in Arisdorf fest. Wir zwei durften eher fünfe grad sein lassen. Man nahm es nicht so genau mit den Absenzen wie heutzutage, und eine so wichtige Aufgabe wie die unsrige wäre sicher für eine schriftliche Entschuldigung trifftig genug gewesen. Ich halte sie auch heute noch für lebenswichtiger als alle Schularbeit. Die sind meiner Ansicht nach auf dem richtigen Weg, die Schulunterricht in immer engere Berührung mit dem praktischen Leben bringen, Schulzeit für die Einführung ins tätige Berufsleben nutzbar machen wollen. Ja nicht etwa durch Vorwegnahme kaufmännischer oder gewerblicher Fertigkeiten, sondern durch Anleitung zu manuellen (und zugleich geisterfördernden) Uebungen, die in jeder Lebenslage jedem Menschen nützlich sein können. Wie oft habe ich bedauert, nicht kochen gelernt zu haben. Warum sollte dieses Können dem weiblichen Geschlecht vorbehalten sein? Seit etwa 10 Jahren wird die Gelegenheit zu Kochkursen von englischen und nordamerikanischen Schülern gerade der höhern Stände sehr eifrig benutzt. Wir bleiben immer in den Anfängen zu richtigerem Schulen der Jugend stecken und sinken wieder in den alten Schledrian zurück, halten uns aber für die fortschrittliebendsten Menschen der Erde. In etlichen Punkten steht's wirklich hübsch bei uns, aber nur stellenweise, durchaus nicht im ganzen.

Was immer ich von bäuerlichem Wissen und Können bis in mein neuntes (resp. zwölftes) Altersjahr auflas, kam mir zustatten auf Schritt und Tritt im späteren Leben. In England und in Ferienaufenthalten im Ausland mehr als in der Schweizerschule. Dass ich in Hasebroek in Belgien bei einem Morgenausflug von Knocke aus Eintritt in eines der



NIKLAUS VON DER FLÜE

O lieben fründ, machend den zun nit zuo wit, dāmit ir dest bass
inn frid, ruow, eynigkeit und ewer sur erarnten loblichen fryheit
blyben mügend, beladend üch nit frembder sachen, buondend üch
nit frembder herrschaft, huotend üch vor zweyung und eygnem nutz,
huotend üwers vatterlands, blybend darby und nemend üch nit für
zuo kriegen; ob aber üch jemand überfallen wett, dann strytend
dapferlich für üwer fryheit und vatterland.

Bruder Klaus (1447—1487)

grössten belgischen Mustergüter bekam, verdankte ich einigen fachlichen Bemerkungen, die ich an einem der vier Tore gegenüber dem den Herrn vertretenden Meisterknecht fallen liess. Aha, dachte der Mann, der wünscht Einlass aus wirklichem Interesse, nicht aus blöder Neugier. Und darauf zeigte er mir die Einrichtung aller Ställe, Vorratsräume, aller herrschaftlichen Säle, als hätte ich einen Empfehlungsbrief vorgewiesen. Durch sachliche Bemerkungen weckte ich mir Sympathie und herzlichen Willkomm bei Bauern in England, Schottland, Wales, Irland, vor vier Jahren im Hitlerischen Bayern, früher in der Bretagne, in der Provence, in Italien, in Oesterreich und bekam Einblicke und Einsichten, die unendlich wertvoller waren als alles, was Bücher und Zeitungen enthalten. Sich unabhängig machen von der landläufigen Meinung über das Ausland, ist nirgends nötiger und nützlicher als in der Schweiz. Die Macht des von Haus zu Haus, von Ort zu Ort getragenen Geschwätzes ist nirgends grösser und unheilvoller als bei uns in dem kleinen Land und kleinen Volk.

Wer nur als Hoteltischgast im Ausland herumfährt, merkt von diesem Uebelstand nichts, bleibt sein Leben lang unbelehrt und unbelehrbar. Die Landessprache muss man selbstverständlich soweit sich zu eigen gemacht haben, dass man mit Menschen aller Volksschichten mühelos sich unterhalten kann. Das erweckt sofort Zutrauen, hauptsächlich bei Leuten niedrigen Standes, von denen man unvergleichlich mehr lernen und erfahren kann als von sog. Gebildeten.

Nur glückliche Erinnerungen verknüpfen mich mit der Arisdörfer Zeit, die bis in den Herbst 1876 dauerte. Durch intensiven Betrieb der Landwirtschaft auf einem sich stetig erweiternden Besitztum sicherte sich der Vater, unterstützt von einer einsichtsvollen, arbeitsamen Gattin einen solchen Wohlstand, dass wir mehr und mehr uns der Stufe der hablichen Bauern anglichen. Wie man uns später in dem sehr kleinbürgerlichen Bettingen beneidete, konnte ich ersehen aus der höhnischen Rede einer Nachbarsfrau: «Jä, waisch, Emmil (so sprach man dort meinen Vornamen aus), di het me-n am Afang, wo der vo Arischdorf cho sin, no im Blüsli gseh uff Rieche-n in d'Chinderlehr go ame Sunntig. Dass de jetzt imme tüechtige Kütteli channsch go, das verdanksch eus Bettikere!» Hätte sie gesagt, dem Baselstädtischen Staat, so wäre sie näher an die Wahrheit heran gekommen. Denn die Bettinger Steuerzahler trugen herzlich wenig zum Fiskus bei, aus dem die Schulmeister bezahlt wurden. Der fixe Gehalt meines Vaters war ein abträglicheres Steuerobjekt als das Einkommen des vermöglichsten Bauern oder Handwerkers.

War es der höhere Gehalt, der meinen Vater bewog, dem durch Pfarrer Benjamin Buser vermittelten Ruf an die Bettinger Gesamtschule zu folgen, wo sein Vorgänger schon ein Arisdörfer Bürger gewesen war? Nein, er konnte sich nicht entschliessen, ja zu sagen, als ihm 4000 Franken winkten statt der 1100. Zusammen mit dem Einkommen des landwirtschaftlichen Selbstversorgers stellte ihn das bescheidene Salär gerade so günstig wie der feste Gehalt in Baselstadt, wo er nur zwei Gärten, eine Beunde, ein Rebstück und einen Acker neben der anspruchsvolleren Schularbeit besorgen konnte. Was ihn auf einmal zur Annahme des rechtsrheinischen Angebots bestimmte, war die Auskunft des Spitalarztes in Liestal: Wenn Ihre Frau nicht zugrunde gehen soll, so nehmen Sie eine Stelle an, wo sie nicht von der Arbeit in Haus und Feld aufgerieben wird wie hier! Von morgens 5 Uhr

bis abends 9 Uhr war sie ständig angestrengt im Sommer, allerdings mit der sich mehrenden Feldarbeit von einem Knecht und einer Hausgehilfin unterstützt. Und in den letzten Jahren amtete als solche die älteste Tochter des Onkels Heinrich Thommen im Kreuz, die für uns Kinder eine treu waltende Tante, eher als Cousine war, später auch als Gattin eines sehr begüterten Arisdörfers und Mutter braver Kinder ihre Aufgabe vortrefflich erfüllte bis ins hohe Alter von fast neunzig Jahren. Aber die unaufhörliche Inanspruchnahme durch die Aufsichts- und Mitarbeitspflichten war doch zu viel für die normale Kraft einer Gattin und Mutter, umso mehr als in letzter Zeit noch ein Mädchen die Kinderzahl vermehrt hatte. Die herbeigeeilte Grossmutter wandte alle die schönen Grossmütterschliche an, um uns drei Geschwister mit freudiger Spannung dem Storchbesuch und der Familienvergrösserung entgegensehen zu machen. Das gelang ihr nach meiner Erinnerung nur sehr unvollkommen. Wir waren zu realistisch eingestellt, um ideale Verbrämung der Tatsachen naiv aufzunehmen. Viel mehr als das Inaussichtstellen von schmackhaften Extraspeisen, als das Austeilen der «Scharrete» vom Milchtpfchen und dgl. beeinflusste uns das sonnige Wesen des Kindchens, dessen Besorgung draussen im Garten oder im Feld, auf Hofplatz und Feldweg uns kaum irgend eine Mühe machte, später der goldene Humor, den das Kind von früh auf entwickelte, den die unverheiratete Schwester bis zu ihrem allzu frühen Tod behielt, die Güte und Freundlichkeit, die sie gegen Nahe und Ferne an den Tag legte. «Du hast dein Temperament vom Vater geerbt,» sagten ihr alle Bekannten. «Du darfst dich glücklich schätzen, dass dir ein solches Erbteil geworden ist.» Das war richtig, unzweifelhaft.

Wie sich der Umzug von Arisdorf nach Bettingen vollzog, ist mir merkwürdigerweise weniger klar im Gedächtnis geblieben als der Umzug 8 Jahre vorher von einem Haus in Arisdorf zu einem andern in der gleichen Häuserzeile. Mein Anteil am Umzug von 1876 scheint geringer gewesen zu sein als der des Zweijährigen.

Ins erste Jahr der Bettinger Zeit fiel die glückliche Operation unserer Mutter durch den Chirurgen des Riehener Diakonissenspitals. Prof. Courvoisier. Dass sie sich langsam von dem schweren Eingriff erholte und uns noch volle 34 Jahre erhalten blieb, wenn auch häufig von schweren Gesundheitsstörungen heimgesucht, war für uns alle die Grundlage des Glücks.

Was 's Stubeteseckli verzellt.

Vom Migger Schreiber, Arisdorf.

Im Winter, wenn der Bode undrim wysse Deckbett schlöft, dä Bode, wo durs Johr dure, im Fruehlig, im Summer und im Herbscht euse Buurelüt eso vill z'schaffen und z'bärze gee hett, wenn är uusruenhjet vo syner grossen Arbet und wider Chraft für e neue Wärchetsammlet, derno hai's au eusi Buuren e chly besser, und der Tag dure goht all's im e gmüetligere Tramp ass im höche Summer, wenn öbben im Heuet grad no nes Gwitter uss de feischtere Wulche brummlet und mit ere Rumplete dreut und me no ne paar Wäge voll Dür's sött in Schärme buggsiere.

Und esone gsägneti Winterrueh isch mysex deene Lüte, wo im Summer und im Herbscht fascht nie zuem e rächtzytige Fürobe chöm-